

**Aus:**

SEBASTIAN ZIEGAUS

**Die Abhängigkeit der Sozialwissenschaften  
von ihren Medien**

Grundlagen einer kommunikativen Sozialforschung

Dezember 2009, 402 Seiten, kart., 39,80 €, ISBN 978-3-8376-1318-6

Die Sozialforschung ist seit ihren Anfängen von technischen Medien geprägt – doch erst seit Kurzem wird die Aufmerksamkeit der Sozialforscher auf diesen bislang blinden Fleck der Wissenschaftstheorie gelenkt. Sebastian Ziegau geht einen Schritt weiter: Er analysiert das Zusammenspiel technischer und nicht-technischer Medien der Sozialforschung und lässt so erstmals die medialen und kommunikativen Bedingungen der verschiedenen Spielarten der Sozialforschung deutlich hervortreten.

Ein innovativer Ansatz, der Perspektiven für eine zeitgemäße Sozialforschung im 21. Jahrhundert aufzeigt.

**Sebastian Ziegau** (Dr. phil.) arbeitet als wissenschaftlicher Assistent am Fraunhofer-Institut für System- und Innovationsforschung ISI in Karlsruhe.

Weitere Informationen und Bestellung unter:

[www.transcript-verlag.de/ts1318/ts1318.php](http://www.transcript-verlag.de/ts1318/ts1318.php)

## VORWORT

---

Obwohl kaum bestritten wird, dass Daten in den Sozialwissenschaften zu großen Teilen kommunikativ erzeugt, ausgewertet und die Forschungsergebnisse den Kommunikationsmedien und Adressaten angepasst werden, bleibt diese kommunikative Konstituierung der Wissenschaftspraxis merkwürdig latent. Weder bei der Bestimmung ihrer Objektbereiche noch in der Methodendiskussion und erstaunlicherweise auch nicht in der Wissenschaftstheorie findet eine nachhaltige Reflexion der Auswirkungen von Medien und kommunikativen Konstellationen statt. Wenn in dieser Hinsicht Anstrengungen unternommen werden, dann typischerweise, um Kommunikation auszuschließen, etwa um die Beeinflussung von Forschern durch die untersuchten Personen zu verhindern – und umgekehrt. Andererseits kann Sebastian Ziegeus an eine Methodendiskussion anknüpfen, die in den 1970er und 1980 Jahren in Deutschland durch Publikationen der ›Arbeitsgruppe Bielefelder Soziologen‹ angestoßen wurde. Sie versandete allerdings recht bald, unter anderem weil sich die Methodendiskussion auf die Profilierung von Unterschieden zwischen den sogenannten quantitativen und den qualitativen Ansätzen konzentrierte. Man kann S. Ziegeus nur zustimmen, wenn er diese Unterscheidung für eine ›Simplifizierung‹ hält, die der Methodenentwicklung eher hinderlich ist. Noch immer kann von einem professionellen, intersubjektiv transparentem Umgang mit kommunikativen Strategien und Settings in der Forschungspraxis kaum die Rede sein. Ein angeleitetes Lernen etwa der Auswirkungen kommunikativer Selbst- und Fremdtypisierungen auf die emergierenden Daten findet in der Ausbildung der Sozial- und Kommunikationswissenschaftler nur selten statt, eben weil die ›Abhängigkeiten der Sozialwissenschaften von ihren Me-

dien« nicht geklärt sind. Völlig zu Recht konstatiert der Autor deshalb: *»Die hier dargelegte Fragestellung ist bisher nicht untersucht worden«.*

Gründe für das Überdauern dieser terra incognita lassen sich zahlreiche finden. Die Kulturgeschichte der Neuzeit hat es mit sich gebracht, dass Forschung als Spezialfall sozialer Arbeit, eben als Produktion von Wissen angesehen und auch so gestaltet wurde.

Das mag denn auch als Entschuldigung für frühere Generationen ausreichen. Mit den radikalen Umbrüchen in den kommunikativen Verhältnissen und den technologischen Innovationen im Bereich der Informationsverarbeitung verliert sie an Kraft. Kaum bemerkt beginnt sich die Modellierung der wissenschaftlichen Praxis in der Öffentlichkeit allerdings zu wandeln. Sie erscheint immer häufiger nicht in erster Linie als Arbeit sondern als interaktive Vernetzung: Die modernen Informationsgesellschaften sehen die Breitbandverkabelung als eine obligatorische Existenzbedingung an. Ohne Vernetzungstechnologie geht nichts mehr in diesem gesellschaftlichen Felde. Über den Umweg dieses technischen Vernetzungsmediums, das so ausgiebig in der EU gefördert und in den Foren international beständig thematisiert wurde und wird, gewinnen auch andere Vernetzungsformen mehr Aufmerksamkeit. Beispielsweise erscheint das Interview nicht mehr nur als informative Ausbeutung der natürlichen Ressource eines Informanten sondern als wechselseitiges Geben und Nehmen zwischen gleichkompetenten Kommunikatoren. Die gängigen psychologischen und soziologischen Kommunikationsmodelle erleichtern es allerdings nicht gerade, eine alternative Sicht auf die wissenschaftliche Arbeit zu gewinnen. Zu sehr bleiben sie dem handlungstheoretischen Paradigma verhaftet und konzentrieren sich auf die Akteure anstatt auf die sozialen Systeme.

### *Forschungssysteme als Kommunikationssysteme*

Ziel der vorliegenden Monographie ist es, die Abhängigkeit wissenschaftstheoretischer Grundannahmen und methodischer Programme in den Sozialwissenschaften von zu Grunde liegenden Kommunikationsmodellen aufzuzeigen. Dies gelingt mit großer Klarheit und führt häufig zu eleganten Neuformulierungen der einschlägigen Diskurse der letzten Jahrzehnte. Basis der Analysen ist ein komplexes, triadisches Kommunikationsmodell. Diese wird, selbstreferenziell, auch auf die Beziehung der Forscher untereinander und auf deren Beziehung zu den untersuchten Feldern angewendet. »Forschungssysteme erscheinen dann sowohl als informationsverarbeitende Systeme und als auch als kommunikative Netzwerke unterschiedlicher Kommunikatoren mit unterschiedlichen

Medien, deren Informationsverarbeitungsprozesse, Vernetzungsstrukturen und Emergenzniveaus von Medien und Informationen untersucht werden können. Die Unterschiede der jeweiligen Methodologien und Methoden können dann als Prämierungen der verschiedenen Dimensionen beschrieben werden.« Der dreidimensionale Kommunikationsbegriff ermöglicht es nicht nur, die Anhängigkeit der Sozialwissenschaft von ihren Medien, sondern auch von den Kommunikatoren als informationsverarbeitenden Systemen, von deren Vernetzung und von den vielfältigen Spiegelungsprozessen, die sich zwischen den Medien abspielen und die die Ergebnisse der Sozialforschung prägen, präzise aufzuzeigen.

Denn mit der Umorientierung auf Kommunikatoren und deren Vernetzungsprogramme und -medien ist es gegenwärtig nicht getan. Dies ist eine wichtige Dimension jeder Kommunikation, aber wenn sie allein die Aufmerksamkeit auf sich zieht, bleiben wichtige Parameter unbeachtet. Ausführlich beschäftigt sich die vorliegende Monographie deshalb auch mit neuen Anforderungen an das Wahrnehmen, Denken und die Struktur der Modelle. Gefordert wird ein qualitativer Sprung in der Komplexität. Während die meisten Wissenschaftler wortlos davon zu überzeugen sind, dass sich mit Quadprozessoren besser rechnen lässt als mit den älteren einkernigen, herrscht in den Projektberichten immer noch das Ideal monokausalen, linearen Denkens vor. Die Kritik an diesem nun schon zweieinhalbtausendjährigen Ideal, welches offenbar resistent gegen alle zivilisatorischen Umbrüche ist, nimmt breiten Raum in der Argumentation von S. Ziegau ein.

Ebenso gründlich werden alternative Konzepte eingeführt und auf ihre Vor- und Nachteile hin abgeklopft. So verfolgt das zweite Kapitel das Ziel, die Empirismuskonzepte des kritischen Rationalismus und deren Kritiker, der »postmodernen Positionen der vornehmlich französisch geprägten Philosophie« und des systemtheoretische Konstruktivismus nach den impliziten Kommunikationsmodellen und Beobachtungsperspektiven zu befragen. Ergänzend zu den eher im Mainstream liegenden wissenschaftstheoretischen Grundpositionen nutzt S. Ziegau auch die explizit kommunikativ orientierten Arbeiten von Jakob Levy Moreno, Kurt Lewin, Georges Devereux, Gregory Bateson sowie derjenigen Schulen, die mit kreativen Medien und multisensuellen Konzepten arbeiten. Deren Grundpositionen werden durchweg bemerkenswert konzise dargestellt und im Hinblick auf das Forschungsdesign ausgewertet. Sehr treffend, wie uns beispielsweise vorgeführt wird, wie bei der Arbeit mit kreativen Medien »nicht mehr zwischen Datenerhebung und Intervention unterschieden werden kann« und »Selbstbeobachtung, Umweltbeobachtung und die Beobachtung der Relation zwischen beiden gleichermaßen

zum Tragen« kommen. Beispielhaft auch, wie S. Ziegaus verdeutlicht, wie der Pragmatismus und der Symbolische Interaktionismus zwar erkenntnistheoretische Schulen ergänzen, die entweder ihren Gegenstand nur als Wahrnehmung oder nur als logische Schlussverfahren behandeln, indem sie ›Erkenntnis immer mit praktischen Handeln in Beziehung‹ setzen (S. 131). Zugleich betont er, dass das pragmatische Konzept in ähnlicher Weise einseitig bleibt, weil es letztlich die Handlung gegen die Wahrnehmung ausspielt. Wissensschöpfung ist nur als mehrphasiger und zirkulärer Prozess fassbar, der Wahrnehmung, Denken und Handeln miteinander verknüpft.

### *Die Grenze der Komplexitätsreduktion*

Durchgängig beantwortet die Arbeit die Frage, wie es den Wissenschaftler gelingen kann, in ihrem Wahrnehmen, Denken und in den Darstellungen mehr Komplexität zuzulassen, als dies in den nomothetischen, auf opake Einfachheit ausgerichteten Paradigma angezielt wird. Im Kapitel III werden in dieser Absicht die Methoden der Sozialforschung aus einer ›komplexitätstheoretischen Perspektive‹ betrachtet. Dabei geht S. Ziegaus davon aus, dass es grundsätzlich drei Strategien zum Umgang mit Komplexität gibt: Reduktion, Erhalt und Induktion. Schon allein diese erkenntnistheoretische Differenzierung macht das Buch zu einem maßgeblichen Beitrag in der aktuellen wissenschaftstheoretischen Diskussion. Unter dieser Perspektive unterscheiden sich die verschiedenen Ansätze der Sozialforschung nach dem Grad des Erhalts der Komplexität. Seiner Grundannahme, dass die Sozialwissenschaften der »Frage nach der Komplexität ihrer praktischen Seite, also der Sozialforschung selbst und nach den methodologischen und erkenntnistheoretischen Konsequenzen« bisher »weniger Aufmerksamkeit zuteil« werden ließen, kann man nur zustimmen. Typisch für das hochreflexive Vorgehen von S. Ziegaus, der alle Begriffe einer fundamentalen Kritik unterzieht, ist die folgende Feststellung: »Die Komplexität der Komplexität lässt sich nicht auf zweiwertige Logiken reduzieren.« Hieraus entwickelt er dann ein komplexitätstheoretisches Modell – ein Modell des Modells also –, das ihn genügenden Abstand zu den Kompliziertheitsansätzen gewinnen lässt, die ihm bei der Sichtung seiner Quellen begegnen. Die Komplexität der Sozialforschung wird in einem Raum modelliert, der sich in der dynamischen Dimension durch Nichtlinearität, in der strukturellen durch mehrseitige Vernetzungen und in einer ontologischen Dimension durch Selbstähnlichkeit und Emergenz auszeichnet. Immer haben wir es in der wissenschaftlichen Arbeit mit der Komplexität der Gegenstände, unserer eigenen Komplexität als Erkenntnissubjekte und Kommunikatoren so-

wie der Komplexität unserer Beziehungen zu den weiteren Elementen des Forschungssystems zu tun. Die Exkurse zur Nichtlinearität und zur Rekursivität bzw. Rückkopplung sind Glanzlichter der Monographie und zeugen von großer Belesenheit auf diesen schwierigen und aus den Sozialwissenschaften hinausführenden Gebieten. Wie überhaupt zu konstatieren ist, dass viele grundlagentheoretische Annahmen und methodische Tools aus Bereichen jenseits der Soziologie und einer sich als Sozialwissenschaft verstehenden Kommunikationswissenschaft stammen. Dies setzt ein erweitertes Blickfeld voraus, wenn man auf methodischem und erkenntnistheoretischem Felde weiterkommen will.

Im weiteren Teil dieses Kapitels werden die verschiedenen Strategien gezeigt, Komplexität zu reduzieren, zu erhalten und zu induzieren. In Anbetracht der Tatsache, dass es üblich ist, die Reduktion von Komplexität als Aufgabe der Sozialwissenschaften in den Vordergrund zu stellen, kommt diese Auffächerung einer längst überfälligen Fundamentalkritik an der Systemtheorie Luhmanns gleich. Sowohl die Reduktion der Wissensschöpfung auf Wahrnehmen (›Beobachten‹ bzw. ›Beobachten des Beobachtens‹), als auch der Wahrnehmung auf die Komplexitätsreduktion haben sich als epistemische Barrieren herausgestellt, die es niederzureißen gilt. Das ›Programm der Aufklärung‹, an dem Niklas Luhmann zeitlebens festgehalten hat, gründet im Weltbild des homo faber und seiner Industriekultur. Es bedarf genau der Relativierung, die S. Ziegau vornimmt. Er liefert genügend Gründe, warum sich die sozialwissenschaftliche Sozialforschung als kommunikative Sozialforschung – und nicht bloß als beobachtende – beschreiben kann und sollte, mehr noch, er macht plausibel, dass eine solche Beschreibung immer wieder im Forschungsprozess mitlaufen sollte. Es geht nicht nur um die Selbstreflexion der Wahrnehmung und des Handelns sondern um die Reflexion der Forschungssysteme als Kommunikationssystem. Und dieses reduziert sich nicht auf das Forscherteam, und schon gar nicht auf den einzelnen Wissenschaftler.

### *Reformulierung methodologischer Grundkategorien*

Das vierte Kapitel wendet die gewonnenen Einsichten in drei theoretischen Fallstudien auf Grundbegriffe der Sozialforschung: *Validität*, *Daten* und die Strategien von *Zählen und Erzählen* an. Hier findet eine Form der Operationalisierung der modelltheoretischen Überlegungen statt, die auch Forschern, die sich bislang eher im quantitativen Paradigma und dessen Lesekontext aufgehalten haben, die Rezeption erlauben. Man vergleiche nur die Fallstudien zum Messen und Erzählen mit der luziden Unterscheidung zwischen statistischen (numerischen) Mes-

sen/Zählen und dem semantischen Messen/Erzählen. Alle drei Konzepte »fungieren dabei als Scharnier zwischen der theoretischen Reflexion und der Praxis der Sozialforschung und eignen sich daher in besonderer Weise, das Verhältnis zwischen Theorie und Praxis zu untersuchen«. Überzeugend zeigt S. Ziegaus im Detail, wie Validität, nach welchem Konzept auch immer, kommunikativ erzeugt wird.

*Die Lektüre des Buches bewegt: Sie bringt uns auf dem Wege zu einer wirklich kommunikativen Sozialforschung um Meilen weiter.* Und sie tut dies, ohne aus dem Auge zu verlieren, dass sich die soziale Welt und die Methoden ihrer Erforschung auch anders beschreiben lassen. Die kommunikative Perspektive erweist sich als eine zeitgemäße Ergänzung hergebrachter Weltbilder und Methodologien. Gerade wenn man von einem selbstreferenziellen Kommunikationskonzept ausgeht, welches den Kommunikatoren die Entscheidung darüber überlässt, ob sie sich in Kommunikation befinden und wenn ja in welcher, dann wird man über Forschungssysteme nicht überrascht sein, die sich nicht als Kommunikationssysteme definieren. Es ist nicht alles Kommunikation – zumindest ist es nicht sinnvoll, alles als Kommunikation zu behandeln, vor allem nicht jenes, was die Beobachteten ausdrücklich nicht als Kommunikation verstehen wollen. Auch eine kommunikative Sozialforschung besitzt Grenzen. Mehr als das Angebot, sich – parallel zu anderen Identitätskonzepten – als Kommunikationssystem zu begreifen, kann auch die kommunikative Sozialforschung nicht machen.

Für den Leser, der Anspruch an Exaktheit erhebt, ist angenehm, dass S. Ziegaus der Mode widersteht, eigene Positionen lyrisch zu verrätseln und weiche Begriffsbestimmungen als Markenzeichen qualitativer Forschung zu gebrauchen. Dass dies nicht auf Kosten einer bildhaften, ausdrucksstarken Sprache zu gehen braucht, beweisen viele Passagen. Treffend charakterisieren den Denkstil von S. Ziegaus seine viel verwendeten Lieblingsworte »erstaunlich« und »überraschend«. Trotz aller Lektüre und theoretischen Abgeklärtheit hat sich der Autor die Fähigkeit erhalten, neue Entdeckungen zu machen und zu staunen. Er klassifiziert seine Umwelt nicht so weit, dass Überraschungen ausbleiben. Er ist kein hermetischer Kodierer. Beides zusammen lässt das Lesen zu einem Vergnügen werden.

Michael Giesecke  
Erfurt, im August 2009

Will man eine Wissenschaft verstehen, so sollte man nicht in erster Linie ihre Theorien oder Entdeckungen ansehen und keinesfalls das, was ihre Apologeten über sie zu sagen haben, sondern das, was ihre Praktiker tun.

*Clifford Geertz*<sup>1</sup>

Nicht die *sachlichen* Zusammenhänge der *Dinge*, sondern die *gedanklichen* Zusammenhänge der *Probleme* liegen dem Arbeitsgebiet der Wissenschaften zugrunde: wo mit neuer Methode einem neuen Problem nachgegangen wird und dadurch Wahrheiten entdeckt werden, welche neue bedeutsame Gesichtspunkte eröffnen, da entsteht eine neue

Wissenschaft.  
*Max Weber*<sup>2</sup>

- 
- 1 Geertz, Clifford, *Dichte Beschreibung. Bemerkungen zu einer deutenden Theorie von Kultur*, in: ders., *Dichte Beschreibung. Beiträge zum Verstehen kultureller Systeme*, Frankfurt am Main: Suhrkamp 1995, S. 7-43, hier S. 9f. [Ausführliche bibliographische Angaben finden sich im Literaturverzeichnis. Zitate werden in der vorgefundenen Form wiedergegeben.]
  - 2 Weber, Max, *Die ›Objektivität‹ sozialwissenschaftlicher und sozialpolitischer Erkenntnis*, in: ders., *Gesammelte Aufsätze zur Wissenschaftslehre*, Tübingen: J.C.B. Mohr (Paul Siebeck) 1988, S. 146-214, hier S. 166 (kursiv im Original).



## I. EINLEITUNG

---

### 1 Forschungsfrage

Betrachtet man die aktuellen Diskussionen und Beiträge zur Weiterentwicklung des methodischen Instrumentariums der Sozialforschung, fällt ein gesteigertes Interesse an technischen Medien auf. Dieses Interesse betrifft vor allem Softwarelösungen für die Bereiche Datendokumentation und -auswertung oder das viel diskutierte E-Publishing. Weiterhin ist zu beobachten, dass Methoden, die den kommunikativen Charakter von Sozialforschung betonen, eine gewisse Konjunktur haben, gar von einem »performative turn« in der Sozialforschung ist die Rede. Die erhöhte Nachfrage nach Beratung im Sinne einer kommunikativen und partizipativen Form von Sozialforschung in verschiedenen gesellschaftlichen Bereichen führt dazu, dass die Grenzen zwischen klassischer Sozialforschung und Beratung immer mehr verschwimmen. Diese Tendenzen führen einerseits zu einem Bedarf an Grundlagenforschung im Bereich der Methodenentwicklung. Andererseits ist es angesichts der Fülle von Neuerungen in der gegenwärtigen Situation notwendig, einen Schritt zurückzugehen und die Sozialforschung selbst zum Gegenstand wissenschafts- und erkenntnistheoretischer Reflexionen zu machen, um die grundlegende Bedeutung von Medien und Kommunikation für die Sozialwissenschaften zu bestimmen und daraus ein zeitgemäßes Selbstverständnis der Sozialwissenschaften abzuleiten. Das Ziel der Arbeit ist es, die medialen und kommunikativen Bedingungen zu ergründen, unter denen die Sozialforschung operiert.

## 1.1 Die Medien der Sozialforschung?

Die Sozialforschung bedarf und bedient sich seit ihren Anfängen verschiedenster Medien. Je nachdem, welche historischen Vorläufer der modernen Sozialforschung man betrachtet und welchen zeitlichen Horizont man anlegt, lassen sich unterschiedliche Medien und Verfahren identifizieren. Nimmt man die weit zurückreichende Tradition der soziographischen Sozialforschung sowie ihren Ursprung als politische Verwaltungstechnologie, rücken die Statistik und die dazugehörigen Verfahren der Datenerhebung und -verarbeitung in den Vordergrund. Fokussiert man dagegen die ethnographische Tradition, stößt man auf Prinzipien und Verfahren wie Feldforschung und teilnehmende Beobachtung. In der therapeutischen Tradition schließlich findet man die psychoanalytischen Verfahren zur Nutzung von Übertragungen. Diese kurze Aufzählung reicht aus, um auf die verallgemeinernde Frage zu stoßen, welche Medien in den verschiedenen Traditionen der Sozialforschung bevorzugt eingesetzt werden und wo ihre Unterschiede und Gemeinsamkeiten liegen. Dies betrifft verschiedene Dimensionen: welche Medien werden als Informations- und Kommunikationsmedien genutzt, welche Medien dienen zur Verarbeitung von Informationen, welche Medien zur Darstellung und Präsentation? Im Falle der Statistik kämen beispielsweise die distanzierte Beobachtung, Fragebogen, mathematische Verfahren und Tabellen oder Grafiken als mögliche Antworten in Betracht. Damit ist bereits angedeutet, dass im Zentrum dieser Untersuchung nicht ausschließlich technische Medien stehen, obwohl diese eine zentrale Rolle in der Sozialforschung spielen.

Technische Medien werden in allen Phasen von Forschungsprozessen eingesetzt. Ohne sie ist Sozialforschung heute nicht mehr denkbar. Die Einführung neuer Medien wird in der Sozialforschung nachvollzogen und verändert diese qualitativ und quantitativ. Die Veränderung der Statistik hin zu immer komplizierteren Verfahren und zur Bearbeitung immer größerer Datenmengen ist ohne die entsprechende Rechentechnik nicht denkbar, und Dank der Miniaturisierung ist diese Technik fast überall verfügbar. Die Einführung audiovisueller Speichertechniken wie Fotografie oder Tonband und Video haben gar zu ganz neuen Verfahren geführt. Beispiel dafür sind Mikroanalysen, die ohne die entsprechenden Technologien nicht denkbar sind. Und seitdem neue Vernetzungstechnologien wie bspw. das Internet und Datenbanken zur Verfügung stehen, ergeben sich neue Möglichkeiten der Interaktion innerhalb von Forschungssystemen, der Vernetzung des Wissenschaftssystems und von Daten sowie der Präsentation von Ergebnissen.

Die ständige Gegenwart von technischen Medien hat jedoch nicht dazu geführt, dass die Sozialwissenschaften diesem Tatbestand besondere Aufmerksamkeit gewidmet hätten. Zwar werden in Lehrbüchern und Darstellungen der verschiedenen Methodologien rezeptartige Anleitungen zum Umgang mit Medien verbreitet; explizite methodologische und vor allem erkenntnistheoretische Reflexionen dieser Medien, ihrer Rolle in Forschungssystemen und dem Umgang mit ihnen fehlen jedoch weitgehend. Je nachdem, welche Medien genutzt werden und als zulässig erachtet werden, verschieben sich die Koordinaten des Verhältnisses zwischen den Forschern und ihrer Umwelt, da unterschiedliche Medien unterschiedliche Formen von Daten konstituieren. Dies beginnt schon bei lange eingeführten Verfahren wie der teilnehmenden Beobachtung, bei der immer auch die Rolle des Forschers als Informations-, Speicher- und Verarbeitungsmedium mitreflektiert werden muss, und verstärkt sich in dem Maße, in dem diese Funktionen technisiert werden.

Dieser Medienvergessenheit, dem blinden Fleck der Sozialwissenschaften, widmet sich die vorliegende Untersuchung. Sie geht der Frage nach, welche Rollen Medien im weitesten Sinne in der Sozialforschung spielen. Es geht darum, eine integrative Sichtweise auf die Sozialforschung zu entwickeln, die ihre technischen wie nichttechnischen Medien in Beziehung zueinander setzt. Dabei interessiert in erster Linie die Frage nach den Kommunikationsmedien der Sozialforschung, mit denen die Kommunikationsbeziehungen in Forschungssystemen gestaltet werden.

## **1.2 Sozialforschung als Kommunikation?**

Sozialforschung bedeutet ungeachtet der zugrundeliegenden Traditionen und Paradigmen fast immer die Herstellung kommunikativer Beziehungen zwischen Auftraggebern, Forschern und Beforschten. Es bestehen jedoch erhebliche Unterschiede hinsichtlich der Frage, wie mit dieser Tatsache zu verfahren ist: wie viel und welche Kommunikation ist erwünscht? Unterschiedliche Grundannahmen im Sinne von Werten und Programmen resultieren in der Prämierung unterschiedlicher Kommunikationsformen und Medien und dem Ausschluss bzw. der Vernachlässigung anderer. Aus dieser Perspektive lassen sich die immer noch anhaltenden Diskussionen über das Verhältnis quantitativer und qualitativer Sozialforschung und ihren jeweiligen Eigenheiten dahingehend reformulieren, dass in den verschiedenen Ansätzen unterschiedliche Kommunikationsmodelle zugrunde gelegt werden. Die jeweiligen Verfahren bewegen sich dabei zwischen den Idealen interaktionsarmer und interaktionsintensiver Kommunikation, entsprechend den gesellschaftlichen Prinzi-

pien interaktionsarmer Massenkommunikation und interaktionsreicher dialogischer Kommunikation.

Während der kommunikative Grundcharakter von Sozialforschung mehr oder weniger in allen Methodologien der Sozialforschung anerkannt wird, ist der Umgang mit dieser Tatsache höchst unterschiedlich. Er reicht von ihrer versuchten Unterdrückung bis hin zur expliziten Betonung und Nutzung. Dafür stehen beispielhaft auf der einen Seite die Rede von »reaktiven Verfahren«, die die Kommunikationsgebundenheit von Sozialforschung problematisiert, und auf der anderen Seite die Kommunikative Sozialforschung, die den Anspruch auf die kommunikative Gestaltung von Forschungsprozessen bereits in ihrem Namen zum Ausdruck bringt.

Die Sozialwissenschaften stehen in ihren Forschungsprozessen immer schon einer Komplexität gegenüber, die nicht mit der Komplexität etwa der Naturwissenschaften vergleichbar ist. Dies ergibt sich schon aus der Art und Zusammensetzung von Forschungssystemen und den gewählten Verfahren. Der Umgang mit dieser Komplexität ist jedoch höchst unterschiedlich und drückt sich in unterschiedlichen Strategien aus. Prominente Schlagworte sind in dieser Hinsicht die Prinzipien Offenheit und Standardisierung der Sozialforschung. Jedoch fehlen komplexitätstheoretische Reflexionen der Sozialforschung als Kommunikation und ihrer Medien. Dies ist insofern erstaunlich, als dass mit den Systemtheorien solche Betrachtungsweisen in den Gegenstandstheorien der Sozialwissenschaften seit Jahrzehnten üblich sind, diese jedoch weitgehend nicht auf ihre eigenen Verfahren angewendet wurden. Der Umgang mit der Komplexität der Sozialforschung lässt sich jedoch an der Art und Weise ablesen, wie Kommunikationsprozesse in der Forschung gestaltet werden. Im Umkehrschluss gilt, dass sich die spezifische Komplexität der Sozialforschung aus der Tatsache ergibt, dass sie kommunikative Beziehungen herstellt. Die Untersuchung der Strategien im Umgang mit Komplexität lässt Rückschlüsse auf das kommunikative Selbstverständnis der Sozialwissenschaften zu.

Gegenstand dieser Untersuchung sind folglich die Kommunikationsmodelle, die den verschiedenen Ansätzen der Sozialforschung zugrundeliegen. Es wird untersucht, welchen Grundannahmen die verschiedenen Methodologien und Methoden in dieser Hinsicht folgen. Auch wenn die meisten Ansätze darüber keine expliziten Aussagen machen, lassen sich aus den Selbstbeschreibungen implizite Modelle ableiten. Die Frage lautet dann, welche Aspekte von Kommunikation sie betonen bzw. vernachlässigen. Daraus können sich neue Einsichten in die Bedingungen, Möglichkeiten und Probleme der Sozialforschung ergeben.

Auch wenn hier Medien und Kommunikation der Sozialforschung getrennt angesprochen wurden, so wird aus den einleitenden Bemerkungen bereits deutlich, dass Medien und Kommunikation aus der hier vertretenen Perspektive nicht zu trennen sind: Ohne Medien keine Kommunikation, keine Medien ohne Kommunikation. Dieser Zusammenhang und der Hinweis auf die Komplexität von Sozialforschung erfordern, dass die hier vertretenen Begriffe von Medien und Kommunikation ihrerseits dem Anspruch der Erfassung dieser Komplexität bereits in sich gerecht werden.<sup>3</sup>

### 1.3 Abhängigkeit von den Medien?

Auf der Grundlage des bisher Gesagten mag der Titel dieser Arbeit, der eine Abhängigkeit der Sozialforschung von ihren Medien feststellt, als Binsenweisheit erscheinen – keine Sozialforschung ohne Medien. Mit der negativ konnotierten Begriffswahl soll jedoch nicht nur ein defizitärer Zustand konstatiert werden. Vielmehr wird der Begriff der Abhängigkeit im Sinne des sozialpsychologischen Phasenmodells von Abhängigkeit, Gegenabhängigkeit und Autonomie verwendet.<sup>4</sup> Die Sozialforschung kann nicht unabhängig von den sie umgebenden kulturellen Prozessen betrachtet werden, im Gegenteil. Dieser Kontext bildet die Möglichkeits- und Rahmenbedingungen, unter denen die Sozialforschung stattfindet und sich wandelt. Die Betonung der Phase der Abhängigkeit bedeutet nicht, dass die Sozialforschung als Ganzes sich am Anfang eines Lösungsprozesses befände. Vielmehr ist es so, dass verschiedene Ansätze der Sozialforschung bereits für die verschiedenen Phasen stehen. Insofern kann für die gegenwärtige Vielfalt der Sozialforschung von Ungleichzeitigkeiten gesprochen werden.<sup>5</sup> Eine allgemeine Abhän-

---

3 Siehe dazu den Abschnitt *Medien und Kommunikation* in diesem Kapitel.

4 Diesem Modell zufolge ist die Sozialisation von Kindern zunächst durch Abhängigkeit im Sinne der vollständigen Übernahme elterlicher Prinzipien geprägt. Im Zuge des Ablösungsprozesses tritt dann Gegenabhängigkeit in Form einer konsequenten Protesthaltung auf, die eben diese Prinzipien negiert. Autonomie besteht dann, wenn eigene und übernommene Prinzipien integriert werden können. Michael Giesecke zeigt, dass dieses Phasenmodell auch auf Prozesse des Medienwandels angewendet werden können. Vgl. Giesecke, Michael, *Von den Mythen der Buchkultur zu den Visionen der Informationsgesellschaft. Trendforschungen zur kulturellen Medienökologie*, Frankfurt am Main: Suhrkamp 2002, S. 270-280.

5 Die Diagnose einer Ungleichzeitigkeit von Methodologie und praktischer Forschung wird bereits in den 1950er Jahren gestellt. »[...] unsere Andeutungen [hinsichtlich der Verwendungsmöglichkeiten der theoretischen Statistik in der empirischen Sozialforschung] kennzeichnen nur den Stand der methodologischen Diskussion; die Praxis bleibt hinter dieser Entwicklung

gigkeit kann jedoch in der Hinsicht konstatiert werden, dass es weiten Teilen der Sozialwissenschaften der notwendigen Reflexion ihrer medialen und kommunikativen Bedingungen mangelt.

Indem ich von Abhängigkeit spreche, vertrete ich die Meinung, dass die Sozialwissenschaften durch das bisherige Versäumnis, ihre medialen und kommunikativen Bedingungen zu reflektieren, die Chancen, die sich durch die Einführung neuer Medien und durch die damit verbundene Veränderung der gesellschaftlichen Kommunikationsverhältnisse ergeben, noch nicht in vollem Umfang nutzen. Vielmehr besteht sogar die Gefahr, dass die Orientierung an nicht mehr zeitgemäßen Kommunikationsmustern bzw. deren Übertragung auf neue Medien dazu führen kann, dass die Sozialforschung mit nicht angemessenen Verfahren und Instrumenten an Aussagekraft und gesellschaftlicher Relevanz verliert. Die Untersuchung der Grundlagen einer konsequent kommunikativ orientierten Sozialforschung soll daher einen Beitrag zu ihrer zukünftigen Gestaltung liefern. Das Fernziel muss daher lauten, dass die Sozialforschung in die Lage versetzt wird, im Sinne von Autonomie zwischen übernommenen und selbst geschaffenen Prinzipien hinsichtlich der kommunikativen Gestaltung von Prozessen der Sozialforschung zu oszillieren.

Mit dem Verweis auf die Mediengeschichte der Sozialforschung und das Phasenmodell eröffnet sich dieser Arbeit notwendigerweise auch eine historische Dimension. Sozialforschung wird hier aus der Perspektive ihrer sich verändernden medialen Bedingungen betrachtet. Dies betrifft sowohl ihre technologischen Voraussetzungen als auch die daraus resultierenden Kommunikationsweisen. Dabei versteht sich diese Arbeit jedoch nicht als Geschichte oder Mediengeschichte der Sozialforschung. Vielmehr geht es um eine Bestandsaufnahme der verschiedenen medialen und kommunikativen Settings, die in der Sozialforschung Verwendung finden und somit um eine Reflexion ihrer aktuellen Möglichkeitsbedingungen. Der historische Horizont dieser Arbeit ist folglich ein zeitgeschichtlicher. Reflexion ihrer Möglichkeitsbedingungen heißt konkret, Überprüfung und Remodellierung der Methodologien und erkenntnistheoretischen Grundannahmen der Sozialwissenschaften aus einer medien- und kommunikationstheoretischen Perspektive.

---

oft zurück.« Siehe Scheuch, Erwin Kurt/Rüschemeyer, Dietrich, *Soziologie und Statistik. Über den Einfluß der modernen Wissenschaftslehre auf ihr gegenseitiges Verhältnis*, in: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, Bd. 8, Nr. 2 (1956), S. 272-291, hier S. 287, zitiert nach Bourdieu, Pierre/Chamboredon, Jean-Claude, Passeron/Jean-Claude, *Soziologie als Beruf. Wissenschaftstheoretische Voraussetzungen soziologischer Erkenntnis*, Berlin/New York: Walter de Gruyter 1991, S. 11, Fußnote 14.